

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2^{fl.}, M.

Berlin, 13. Mai 1894.

Große Ausgabe mit allen Kapiteln. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4^{fl.}, M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frühlingsregen.

Novelle von Alfred Gaspary.

Es war am Sonnabend-Nachmittage vor Pfingsten. Die Baronin saß vor ihrem kleinen Schreibtisch und strich wiederholt mit der schmalen Hand das schlichte Haar aus der Stirne. Das war ihre Gewohnheit, wenn sie so recht über etwas nachdachte. Ihre ganze Aufmerksamkeit war gegenwärtig von einem Briefe in Anspruch genommen, den sie heute aus Boston erhalten.

Sie war eine schwächliche, vornehme Erscheinung, eher elegant als schön, und stand am Ausgange der dreißiger Jahre. Ohne gerade heiter zu sein, verbreitete sie stets in dem Kreise, den sie um sich sammelte, eine frohe Stimmung, und doch sah es in ihr recht oft traurig aus. Seit dem Tode ihres Mannes, mit dem sie zwar keine unglückliche, doch auch keine befriedigende

Ehe geführt, lebte sie ganz und gar ihren drei Kindern, den beiden heranblühenden Töchtern und dem jungen Sohne. Auch ihre zahlreichen Beziehungen zur Gesellschaft pflegte sie nur mit Rücksicht auf ihre Kinder. Sie selbst hatte keine Wünsche und stellte keine Ansprüche an die Welt; aber es war doch einmal anders gewesen.

Acht Jahre war der Baron bereits todt.

Die einzige ernste Versuchung, die ihr inneres Gleichgewicht in's Wanken gebracht hatte, war ihr aus der Bekanntschaft mit dem Hauslehrer ihrer Kinder, Doctor Heinrich Nordmann, erwachsen. Aber sie hatte zu viel im Leben gesehen und gelitten, um sich in eine, wie sie es nannte, sentimentale Geschichte zu verirren. Doctor Nordmann war wohl fünf Jahre jünger als sie; sieehrte, wenn sie sich ihm gegenüber am unsichersten und schwächsten fühlte, die Überlegene, die an Jahren und Erfahrungen Reichere heraus. „Lassen Sie gut sein, Herr Doctor; ich bin eine alte Frau,“ pflegte sie dann zu sagen.

Ihr Kampf war um so schwerer gewesen, da sie an

Nordmann's Zuneigung glaubte; aber sie hatte gesiegt. Er hatte seit einem Jahr ihr Haus verlassen, ohne daß es je zu einer Aussprache gekommen wäre, ohne daß sie sich verrathen hätte, und nun fühlte sie sich so stark, daß sie am Glüd ihres Freundes zu arbeiten begann.

Es war ihr nicht entgangen, daß Doctor Nordmann ihr Pflügetöchterchen, eine allerliebste neunzehnjährige Amerikanerin, trotz gelegentlich geäußelter Kritik mehr und mehr in sein Herz geschlossen habe, und nach einem ehrlichen Kampfe gegen die sich neu regende Eifersucht und nach Prüfung der Charaktere und Verhältnisse sagte sie sich: „Es wäre gut und vernünftig, wenn dieser junge Doctor und Archivar Bessy Cleveland heirathete.“ Seit Wochen beschäftigte sie dieser Gedanke, und aus dem Briefe, den sie vom alten John Cleveland, dem Oheim Bessys, erhalten, sah sie, daß er Wirklichkeit werden könnte.

Plötzlich wurde sie in ihrem Sinnen gestört; ihre Hand blieb unwillkürlich auf dem blonden Stirnhaar liegen, als der Diener Doctor Nordmann meldete.

„Ich freue mich, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind, Herr Doctor,“ begann sie, nachdem er Platz genommen. „Ich wollte heute ein kleines Frühlingsfest veranstalten, wir wollen nach dem Forsthaus fahren und dort im Maigrün schon heute Pfingsten feiern.“

„Haben Sie besten Dank, gnädige Frau, für Ihre Einladung, aber ich bin nur gekommen, um Sie zu bitten . . .“

„O nein, Herr Doctor, keine Absage! Ich habe bestimmt auf Sie gerechnet, Ihnen auch einen Platz in meinem Wagen reservirt. Ich fühle mich nicht der Aufgabe gewachsen, die ganze junge Gesellschaft, — wir werden fünfzehn Personen sein, darunter ein Fähnrich und ein junger Lieutenant, — ich kann nicht allein die ganze lustige Gesellschaft regiren. Hören Sie nur, wie ausgelassen sie jetzt schon auf dem Lawn-Tennis-Platze sind, wie wird's erst im Walde sein! — Haben Sie im Garten schon jemand begrüßt?“

„Nur flüchtig. — Ich kam erst zu Ihnen, gnädige Frau, um mir Dispensation zu erbitten. — Sie haben mir erlaubt, stets offen zu sein; nun also, ich bin heute wieder einmal in recht ungeselliger Stimmung.“

„Lieber Freund, auch mir ist nicht sehr leicht und froh zu Muth, aber ich habe Pflichten gegen das junge Volk, und ich hoffte, unser lieber Freund würde mich unterstützen.“ Er neigte halb dankend, halb zustimmend das Haupt. „Ich weiß,“ fuhr sie fort, „daß ich heute von Ihnen ein Opfer annehme, aber Sie werden mir darum nicht böse sein. Ich bin etwas zerstreut und muß mir selbst Zwang anthun, meine Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie,“ — hier zögerte sie ein wenig, fuhr dann jedoch entschieden fort: „Sehen Sie hier den Grund meiner Verstimmung, wenn ich es so nennen darf.“ Sie wies auf den Brief, der vor ihr lag. „Mr. John Cleveland, der Onkel unserer Freundin Bessy, hat mir einen längeren Brief geschrieben, und ich möchte darüber mit Ihnen sprechen. — Ich weiß, Sie hegen ein gewisses Interesse für Bessy.“

Ein leichtes Roth stieg in Nordmann's Antlitz auf, und er machte eine Bewegung, als wolle er die Sprecherin unterbrechen. Sie lächelte flüchtig, und zur Seite blickend fuhr sie fort: „Ja, ja, ein gewisses Interesse. — Sie wissen, ich habe Bessy lieb wie eine Tochter, und ich denke, jedermann muß für ein so hübsches, eigenartiges und wohlherzogenes Mädchen ein Interesse besitzen. So mein' ich es.“

Er schien auch hiermit nicht recht einverstanden, darum sagte sie heiter: „Was für ein vorichtiger Herr Sie sind, aber ich denke wirklich nichts Falsches von Ihnen! — Wenn ich Sie jetzt sprechen ließe, würden Sie mir sicherlich schildern, einen wie ungünstigen Eindruck meine junge Freundin auf Sie gestrengen Richter und Menschenkenner stets gemacht hat. Sie haben ja auch ganz recht, sie ist oft absprechend und vorschnell, wenn sie mit Ihnen debattirt, vielleicht auch ein wenig zu sehr von sich eingenommen und scheinbar hochmüthig.“



Auch eine Fest-Vorbereitung.

Nach dem Bilde von L. Kohrl. — Siehe Seite 80.

Ich sage scheinbar, denn sie hat ein gutes, ehrliches Herz. Sie fehlt manchmal, weil sie jung ist und es nicht besser versteht."

Doctor Nordmann's Mundwinkel zuckten leise unter dem braunen Schnurrbart.

"Ist meine Kritik Ihnen noch zu milde? — Ich denke, ich bin nicht zu nachsichtig gegen Bessy, aber Sie empfinden ihre jungfräuliche Herbeheit und die kleinen Unarten weit unangenehmer als ich!"

"Und warum dies, gnädige Frau?"

Die Baronin schwieg einen Augenblick. "Weil er sie liebt und ihr Wesen frei sehen möchte von diesen Schlacken," dachte sie, doch sie sagte nur: "Sie haben ein ernstes Leben hinter sich, die Arbeit hat Sie erzogen. Sie sind streng gegen sich und auch gegen andere."

"Sie mögen Recht haben, gnädige Frau, ich kann mich schwer in das Wesen einer jungen, verwöhnten Erbin hineinfinden."

"Nicht so bitter, Herr Doctor Nordmann!" Sie hob den Brief empor und sagte, während ihre Blicke hinaus über die knospenden Baumkronen schweiften: "Die arme Bessy ist durchaus nicht so reich, wie Sie annehmen, oder wie sie selbst denkt. — Ihr Onkel John Cleveland schreibt mir, er werde sich demnächst verheirathen, und bittet mich, Bessy dies schonend mitzutheilen. — Als einzige Verwandte des reichen Brauereibesizers Cleveland mußte unsere junge Freundin bisher für eine sogenannte Erbin gelten, jetzt aber, da der über sechzig Jahr alte Herr eine jugendliche Witwe mit mehreren Kindern heirathet, bleibt ihr lediglich ein durchaus nicht erhebliches Jahrgeld."

Ihre Stimme klang leise und traurig. Immer noch blickte sie hinaus in den Frühlingshimmel, der über den Wipfeln blaute.

Es war eine Weile still im Zimmer, nur das heitere Lachen und frohe Geplauder der jungen Leute schallte aus dem Garten empor. Die schwere, müde machende Frühlingsluft schien sich plötzlich lähmend auf Nordmann zu legen. Das Sprechen ward ihm schwer.

"Das arme Mädchen!" sagte er dann. "Das thut mir wirklich leid, sehr leid."

"Vielleicht ist sie gar nicht so sehr zu bedauern, Herr Doctor; vielleicht gewinnt sie sogar durch eine Vereinfachung ihrer Verhältnisse."

"Sie meinen, gnädige Frau, daß Miß Cleveland jetzt vielleicht mehr nach innen leben, wohl gar anfangen wird zu arbeiten? Ich bedaure sie gerade, weil ich ihr diese Fähigkeit, wie soll ich es nennen, diesen Muth zur Arbeit nicht zutraue. Denken Sie, ihre ganze Erziehung führt sie auf ein sorgloses, passives Leben hin. — Weiß sie schon vom Inhalte dieses Briefes?"

"Nein, ich wollte es ihr heute noch nicht sagen; sie ist so froh mit den anderen. Ueberhaupt möchte ich erst zur Klarheit gekommen sein, welche Aussichten für's spätere Leben sich ihr unter so veränderten Verhältnissen eröffnen. Ich wollte, wenn ich ihr diese, sie sicherlich schwer treffende Nachricht mittheile, zugleich einen Rath, eine Hilfe, einen Trost in Bereitschaft haben. — Zu Ihnen sprach ich aus dem persönlichen Verlangen, mich mitzutheilen; auch wollte ich Sie bitten, heute Bessy gegenüber recht milde zu sein."

"Milde, gnädige Frau?"

"Ja, mein Freund! — Ich weiß wohl, daß Sie sich oft mit ihr über gesellschaftliche und nationale Vorurtheile streiten, und daß Sie manchmal ziemlich spöttisch und auch herb entgegenen. Gehen Sie heute nicht zu streng mit ihr in's Gericht, wenn wieder das verzogene Kind zum Vorschein kommen sollte."

"Ich danke Ihnen für dies Zeichen des Vertrauens, gnädige Frau; ich werde Miß Cleveland gerade heute gewiß nicht verlegen; aber wäre es in diesem Falle nicht überhaupt besser, wenn ich zurückbliebe —?"

"Nein, Herr Doctor, Sie dürfen mich nicht im Stiche lassen! — Ich denke, wir gehen hinaus. Die Wagen werden bald kommen. Ich bitte Sie, mit in meinem Wagen zu fahren. Bessy und Helene sind bei uns."

Eine halbe Stunde später rollte die frohe Gesellschaft in vier Zweispännern dem Waldchen zu. In dem Landaue der Baronin wollte keine allgemeine Unterhaltung zustande kommen. Die Baronin und Doctor Nordmann sprachen über ein neues Buch, Bessy und die älteste Tochter der Baronin lachten bald leise mit einander, bald tauschten sie laute Zurufe mit den Insassen der folgenden Wagen.

Sehr aufmerksam war übrigens Nordmann nicht bei der Unterhaltung. Er mußte sich, mochte er wollen oder nicht, mit der jungen Amerikanerin beschäftigen, die ihm froh und sorglos gegenüber saß. Wiederholt hingen seine Blicke an dem frischen Gesicht, das durch sein etwas unregelmäßiges Stumpfnäschen ein besonders keddes Aussehen hatte. Wie elegant sie war! Wie die gelben

Handschuhe die kleinen Hände umschlossen! Wie dies Hütchen saß! Er verstand nicht viel von Damen-Toilette, aber er dachte, ob sie es wohl wirklich leicht ertragen würde, in Zukunft für einen ganzen Anzug kaum so viel ausgeben zu können, wie jetzt für diesen kleinen Spitzhut?"

"Warum sehen Sie mich so an, so eigenthümlich an, Doctor Nordmann?" fragte sie plötzlich in ihrer kurzen, schnellen Art, indem sie ohne weiteres die Unterhaltung mit Helene abbrach.

"Ich sehe Sie doch oft an. Warum wundern Sie sich heute darüber?" sagte er lächelnd.

"Ja, aber Sie sehen mich so eigenthümlich an, so, als ob Sie mir etwas sagen wollten," entgegnete sie und erröthete dabei heftig. Da sie sich über diese eigenmächtige Blutwelle ärgerte, erröthete sie noch viel stärker.

"Ich möchte wirklich mit Ihnen etwas sprechen, Miß Cleveland," sagte er mit einer plötzlichen Energie, die ihn selbst erstaunte und die Baronin veranlaßte, ihn stüchtig anzubliden. "Indessen," fuhr er fort, "es ist ein so schwieriges Thema, daß es mit Ruhe behandelt werden sollte." Er versuchte seinen Worten einen scherzenden Ton zu geben, aber es gelang nur unvollkommen, seine Stimme stockte; Bessy mußte sich über ein neues Erröthen ärgern, denn sie dachte mit plötzlichem Schrecken: "Er will mir einen Antrag machen!"

Sie wurde diesen Gedanken nicht mehr los und verhieß sich wider ihre Gewohnheit sehr schweigsam während der Fahrt. Trotzdem sie eine recht verwöhnte kleine Person war, und obwohl ein deutscher Gelehrter, und wäre es der berühmteste gewesen, keineswegs das Ziel ihrer Wünsche bildete, fühlte sie sich doch angenehm erregt und geschmeichelt. Sie dachte nicht im geringsten daran, was sie etwa antworten würde, für sie bestand im Augenblick nur die Frage: "Sollte er wirklich?"

Auch Doctor Nordmann war stiller geworden. Er vermied es, das junge Mädchen anzusehen, mußte sich aber innerlich immerwährend mit ihr beschäftigen. Die Baronin bemühte sich vergeblich, eine gleichgültige Unterhaltung in Gang zu bringen. Zum Glück fiel schließlich Helene eine lange Geschichte ein, die sie vergangenes Jahr in der Pension in Genf erlebt hatte.

So gelangten sie zur ersten Station ihres Ausfluges, und einige junge Leute verließen die bequemen Wagen, um den kürzeren Weg zum Forsthaus quer durch den Wald zu wandern, während die Wagen auf der Chaussee blieben. Bessy nahm Doctor Nordmann's Einladung, den Waldweg zu gehen, sofort an; sie spürte eine streitbare Wallung, eine gewisse Neugier, ob ihr Verdacht berechtigt gewesen sei; zudem schien die Baronin, die sie mit den Augen um Rath fragte, einzuwilligen, und was sie selbst betraf, — sie war eine Amerikanerin!

Als sie jedoch auf dem schmalen Pfade, auf dem die Sonnenlichter huschten, dahinschritten, ward ihr gar schwül und beklommen. Sie konnte dies Gefühl nicht überwinden. Sie wußte ganz genau, was er ihr sagen wollte, und sie überlegte nun, wie sie ihm antworten müsse.

Die Zeit, während der er schweigend, den Blick zum Waldboden gesenkt und ganz dicht neben ihr ging, kam ihr entsetzlich lang vor.

"Mein Gott, er ist stumm wie ein Fisch," dachte sie einen Augenblick; "um Gottes Willen, wenn er nur nicht zu reden anfängt," dachte sie gleich darauf, wenn sie ihn einmal tiefer athmen hörte. Diese plötzliche Angst vor dem Manne, mit dem sie in der Unterhaltung schon so manchen Strauß ausgefochten, konnte sie sich nicht erklären.

Der Weg wurde ein wenig breiter, sie konnten in größerem Abstände von einander gehen; das gab ihr wieder Muth. Auch schimmerten die hellen Kleider der Freundinnen zwischen den Stämmen durch. Sie schöpfte tief Luft, blieb stehen, und sich frei umblidend sagte sie, es sei sehr schön im Walde.

Nordmann wäre unter anderen Umständen diese Bemerkung wenig geistreich erschienen, in diesem Augenblick aber war sie bedeutungsvoll genug, denn er konnte mit einem freundlichen Lächeln auf das schöne Mädchen erwidern: "So gefällt es Ihnen in Deutschland? — Möchten Sie wohl immer in Deutschland leben?"

"O, mein lieber Himmel," dachte sie angstvoll, "nun fängt er wirklich an!" Sie bückte sich schnell, um ein paar kleine Gänseblumen vom Wege zu pflücken. Sie überlegte noch, was sie antworten sollte, als er fortfuhr: "Ich habe Sie niemals Blumen pflücken sehen, ich dachte mir deshalb schon, Sie liebten sie nicht besonders. Ja, ich schloß unwillkürlich daraus, daß eine Amerikanerin überhaupt weniger Sinn für dergleichen habe. Aber, da Sie diese anspruchlosen Blümchen aufheben, welche die deutschen jungen Damen dort vor uns wohl keines Blickes gewürdigt haben —"

"Bin ich denn etwas anderes als die deutschen jungen Damen?" fragte sie mit einem Anflug ihrer sonstigen Kampflust. "Ich dachte doch nicht, Herr Doctor!"

"Nun, ich dachte," entgegnete er lächelnd, "daß Sie

diesen Unterschied in unseren Gesprächen oft genug betont hätten."

"Daß ich nicht wüßte!" sagte sie hochmüthig. Wie sie dies spöttische Lächeln, dieser überlegene Ton ärgerte. Er that wirklich, als ob sie ein Kind wäre. Das war nun der Mann, von dessen Anstand und Takt die Baronin immer sprach! Wenn er der Baronin und anderen Damen achtungsvoll entgegenkam, warum behandelte er sie denn so — so, — sie wußte selbst nicht, wie sie es nennen sollte. Sie bückte sich und pflückte aus Trotz eine große gelbe Kuhblume, deren Saft ihre zarten, hellen Lederhandschuhe besudelte.

"Sie scheinen doch nicht sehr wählerisch zu sein," sagte er, um sie zu strafen, "oder gefällt Ihnen wirklich diese steife, dickköpfige Kuhblume? — Sehen Sie nur, Sie verderben Ihre Handschuhe!"

"Es giebt noch mehr Handschuhe auf der Welt," versetzte sie verächtlich. Sie gingen schweigend weiter.

"Ein kleinlicher deutscher Gelehrter," sprach sie indessen zu sich selbst. "Nach einem Paar Handschuhe zu fragen, davon eine Dame zu unterhalten! Lächerlich! Und ich dachte, er wollte . . ." O, sie wünschte jetzt, er solle nur seinen Antrag machen! Wie wollte sie ihm seinen Weg weisen! Sie war denn doch in anderer Luft, in größeren Verhältnissen aufgewachsen; das wollte sie ihm zu verstehen geben! Er sollte seinen Hochmuth büßen! — Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen wartete sie, daß er etwas sagen würde, aber er schritt ruhig, nachdenklich zur Erde blickend, neben ihr. Endlich begann er: "Haben Sie nie daran gedacht, daß solche gelben Handschuhe im Vergleich zu den Lebensbedürfnissen der meisten Menschen eine sehr kostspielige Sache sind?"

Noch immer die Handschuhe! Er kam ihr recht einfach und kleinlich vor. "Simpel" hatte ihre deutsche Gouvernante dergleichen genannt.

Er merkte sehr gut, daß ihr seine Worte mißfielen. Nachdem er genau betrachtet, wie sie ihr Stumpfnäschen kraus zog, fuhr er mit ruhiger, milder Stimme fort: "Miß Cleveland, wenn ich so frei war, von Ihrer Toilette zu reden, so geschah dies nur, um daran eine allgemeine Betrachtung zu knüpfen. Ich habe den Vorzug, Sie schon über ein Jahr zu kennen, und habe, so oft ich Sie sah, mich gefreut, wie leicht, wie sicher Sie sich bewegen; wie Glüd und Sorglosigkeit aus Ihrem ganzen Wesen sprechen. Und dennoch ist mir heute der Gedanke gekommen, daß auch auf Ihren Weg nicht immer die Sonne scheinen könnte, daß durch irgend welche Ereignisse eine Wandlung in Ihrem Geschied eintreten könnte; und — ich fürchte, ein solcher Umschwung der Dinge würde Sie sehr unglücklich machen."

Sie verstand ihn nicht, aber sie empfand es unangenehm, daß er sich mit ihrem Geschied beschäftigte, denn sie fühlte wieder eine mitleidige Ueberlegenheit heraus.

"Ich verstehe durchaus nicht, was Sie meinen, Herr Doctor," sagte sie kalt.

"Das ist doch sehr einfach, Miß Cleveland. — Nehmen Sie einmal an, Sie seien ein armes Mädchen, etwa wie Fräulein von Borke, welche Diakonissen werden will!"

Ein Laut des Aergers entfuhr ihren Lippen. Es war eine Beleidigung, sie mit diesem von allen bemitleideten, verarmten Fräulein auf eine Stufe zu stellen!

"Denken Sie einmal, Miß Cleveland, daß Sie eines Morgens erwachten und nichts besäßen als sich selbst und vielleicht ein paar einfache Kleidchen, aber kein Geld, keine Anweisung auf eine Bank; daß auch niemand da wäre, um Ihnen zu helfen; kurz, daß Sie sich alles selbst verdienen müßten, um zu leben. Können Sie sich das wohl vorstellen, Miß Cleveland?"

"Nein!" sagte sie eifrig. "Ich bin, was ich bin, wozu ich geboren und erzogen bin!" Sie schwieg, und man sah es ihr an, daß sie glaubte, etwas sehr Kluges gesagt zu haben. Sie blickte ihn an, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn gemacht hätten, doch da lag ein sanftes, wehmüthiges Lächeln auf seinem sonst ernstesten Gesicht. Das empörte sie.

"Sie wollen mich kränken, mich demüthigen!" rief sie hervor. "Ich bedaure, daß ich diesen Weg mit Ihnen ging; ich konnte nicht denken, daß es dies war, was Sie mir sagen wollten!"

"Verzeihung, Miß Cleveland, ich wollte Sie weder kränken noch demüthigen. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie sich vorstellen können, daß Sie einmal arbeiten müßten; ja, Miß Cleveland, arbeiten!"

"Arbeiten!? Ich glaube, Sie vergessen, ich bin eine Lady!"

"Meinen Sie, daß alle Frauen, die arbeiten, den Namen Lady nicht verdienen?" Sie zuckte geringschäßig mit den Schultern. "Wissen Sie, Miß Cleveland, wenn ich einmal ein Weib heimführe, so wird dies nur eine Dame, eine Lady sein; aber ich glaube, daß sie trotzdem in gewissem Sinne arbeiten wird."

Kachdruck verboten.

Das böse Gesicht.

Humoristische Novelle von Albert Roderich.

(Schluß.)

Herr Conrad befand sich in großer Verlegenheit. Woher sollte er die versprochenen hundert Mark erhalten? Er hatte bereits bei seinem Director Vorschuß auf einen Monat genommen, um seine Schulden bei seiner früheren Wirthin zu bezahlen. Der Director gab ihm sicher nichts mehr! Da faßte Conrad einen großen Entschluß. Aus den guten Zeiten seiner früheren Jugend hatte er eine goldene Uhr und Kette herüber gerettet. Es war ein Geschenk seines Vaters, und die eigene Noth hatte ihn nicht vermocht, sich davon zu trennen. Jetzt trug er beides in's Leibhaus, wo er etwas mehr als hundert Mark darauf bekam.

Und als er dem Dichter das so schmerzlich erworbene Geld einhändigte, da war Herr Conrad verlegen und schüchtern; Herr Wilhelm Clemens aber sagte mit dem ganzen Stolz des Genies: „Junger Mann, Sie sind ein geschickter Mensch, — Sie verstehen Ihr Geld gut anzulegen. Na, einerlei, ich bin Ihnen doch dankbar!“

Am Abend des folgenden Tages saß Elsbeth bei der kleinen, qualmigen Petroleum-Lampe und schrieb. Sie war todmüde und hatte heftige Kopf- und Nückenschmerzen. Papa Clemens war schon vor einer Stunde zu Bette gegangen, da klingelte es an der Hausthüre; Herr Conrad kam aus dem Theater nach Hause. Elsbeth öffnete ihm, und Conrad trat mit ihr in's Wohnzimmer.

„Ja, Fräulein Elsbeth, Sie schreiben wieder so spät?“

„Ja, Vater will noch eine seiner früheren Arbeiten mit nach Amerika schicken, und die muß ich nun schnell copiren.“

„Eine Frage, Fräulein Elsbeth. Glauben Sie an einen Erfolg Ihres Vaters?“

„Nein.“

„Und Sie haben nie versucht, ihn abzubringen von — von seinen — Ideen?“

„O doch! Ich habe es einmal versucht; aber ich versuche es nie wieder! Es hat ihn furchtlich aufgeregt, und ich werde die Angst nie vergessen.“

„So! Ich will Sie nicht weiter stören, Fräulein Elsbeth. Es ist ohnehin schon spät.“

„Wie viel ist denn die Uhr?“

Conrad griff mechanisch nach seiner Westentasche. Er dachte in dem Augenblick nicht daran, daß er seine Uhr nicht mehr besäße. Er gerieth in schätliche Verlegenheit.

„Es muß gleich elf sein,“ sagte er.

Elsbeth hatte seine Verlegenheit wohl bemerkt.

„Ich möchte es gern genau wissen, Herr Conrad. Unsere Uhr geht nicht richtig, glaube ich, — und ich verschlafe sonst die Zeit morgen früh.“

Sie hatte die Feder aus der Hand gelegt und sah starr hinüber zu Conrad. Dieser ward immer verwirrter.

„Ich — ich — muß die Uhr irgendwo, — ach ja, in der Theater-Garderobe wahrscheinlich!“

„Glauben Sie das wirklich? — Auf Ehrenwort?“

„Ach, Fräulein Elsbeth...“

„Nun, Herr Conrad, ich weiß, wo Ihre Uhr ist! Sie haben sie verkauft oder verpfändet, um meinem Vater das Geld zu geben. Sie haben mir selber einmal erzählt, die Uhr sei ein Andenken von Ihrem Vater. O, Herr Conrad, warum haben Sie das gethan?“

Die Stimme des Mädchens zitterte.

Conrad war auf einen Stuhl gesunken und erwiderte in tiefer Erregung: „Rein liebes Fräulein, vergehen Sie mir, — ich habe so viel Mitleid mit Ihnen! Sie arbeiten und plagen sich von morgens früh bis abends spät, und Sie sind so leidend, und noch niemals habe ich einen Laut der Klage von Ihnen gehört.“

„Lieber Herr Conrad, wirklich, Sie brauchen mich nicht zu bemitleiden. Und um Ihres Mitleids willen will ich Ihnen sagen, warum ich kein Mitleid brauche. Ich plage mich, — ja; ich bin leidend, — ja, — aber elend und unglücklich bin ich deshalb nicht. Im tiefsten Grunde meines Herzens lebt die feste, unerschütterliche Hoffnung: einmal werde ich doch glücklich sein! Das hat meine selige Mutter mir so gelehrt. Einmal in seinem Leben ist jeder Mensch glücklich. Wie ich glücklich sein werde und wann, das weiß ich nicht, — aber daß ich es einmal sein werde, und wenn's nur für eine einzige Stunde ist, — daran will ich felsenfest glauben bis zu meinem letzten Athemzuge.“

„Danke, Dank, Fräulein Elsbeth, daß Sie mich einen Blick thun lassen in Ihr inneres Herz! Und nun muß ich Ihnen beichten! Hören Sie mich an! Ich bin ein geachteter Mensch. Ein braver Mann hat mich von sich gejagt wie einen räudigen Hund, weil er mich für einen gemeinen Dieb hielt. Alle Anzeichen sprachen gegen mich, — und sehen Sie mein Gesicht an, — ach, der Mann ist zu entschuldigen! Aber ich bin kein Dieb, Fräulein Elsbeth!“

Elsbeth reichte dem vom Schmerz Erschütterten die Hand.

„Nein, Sie sind kein Dieb, Herr Conrad!“

„O, Elsbeth! — Sie haben Vertrauen zu mir?“ —

„Ja, festes, unerschütterliches Vertrauen!“

Da ergriff Conrad die Hand des Mädchens und bedeckte sie mit glühenden Küßen.

„O, Du Geliebte — —!“

„Halt!“ rief Elsbeth wie in Bergweilung und entriß dem erschreckenden Manne ihre Hand.

„Halt! Kein Wort weiter! Bedenken Sie, — was ich Ihnen auch antworten würde, — wir müßten uns trennen!“ —

„Sie haben Recht, Elsbeth! Ich danke Ihnen. Es wäre ja auch Wahnsinn, — ich, der ich nichts bin und nichts habe, — ich wollte — —“

„Herr Conrad!“ mahnte Elsbeth mit erhobener Stimme.

„Ja, ja, — ich schweige schon. O, so glücklich und so elend zu sein! Aber ich darf hier bleiben, — bei Ihnen, — Fräulein Elsbeth?“

„Ja, wie bisher!“

„Wie bisher! Und wir sind — Freunde?“

„Ja.“

„Und wir wollen fest zu einander halten in Freud' und Leid?“

Elsbeth wandte ihr erglühendes Antlitz zur Seite. Conrad ergriff wieder ihre Hand.

„Elsbeth, — Fräulein Elsbeth, — nur das eine einzige Wort: wir wollen fest zu einander halten — —“

„In Freud' und Leid!“ sagte leise Elsbeth.

„O, Du — —!“

Aber wiederum entriß das Mädchen dem Freunde die Hand und hob den Finger wie drohend gegen ihn empor.

„Recht — gute Nacht, — Herr Conrad!“

Und Conrad ging. — Als Elsbeth im wachen Traume auf ihrem Bette lag, da war es ihr, als ob das langerhoffte Glück ganz, ganz nahe sei. —

Herr Wilhelm Clemens arbeitete in fieberhafter Thätigkeit an seinem Drama, und Conrad schrieb mit unerschütterlicher Geduld all den Unsinn nieder, den der Dichter ihm dictirte. Nur im Anfange hatte Conrad einmal eine Einrede versucht, aber dann auch nicht wieder. Er hatte eingesehen, daß es doch vergeblich wäre. Die Art und Weise nämlich, in der der Held und die Heldin des Stückes ihre Bekanntschaft anknüpften, erschien denn doch etwas gar zu originell und sonderbar: Ihre beiden Wohnorte waren durch einen großen Fluß getrennt. Es war Winter, der Fluß zugefroren. Da kamen Held und Heldin, beide zu gleicher Zeit in einer stürmischen Nacht auf die Idee, auf Schlittschuhen über den Fluß laufen zu wollen. In der Mitte des Flusses befand sich ein Loch im Eise. Gerade an dieser gefährlichen Stelle trafen die beiden, die übrigens bisher noch nichts von einander wußten, zusammen. Die Heldin rannte in das offene Eis, und der Held rettete sie. — Nach den Intentionen und Angaben des Dichters sollte nun die Bühne in zwei Theile getheilt werden, und an jeder Seite sollte eine der beiden Heldenpersonen ohne die andere zu bemerken ungefähr zehn Minuten lang Schlittschuh laufen und dabei abwechselnd in Monologen das Publicum mit ihren bisherigen Lebensschicksalen und Zukunftsplänen bekannt machen. Erst wenn das alles in Ordnung war, durften die beiden auf einander zuzustürzen, und dann kam die feuchte Eis-Katastrophe. —

Da hatte denn nun Herr Conrad die schüchterne Einwendung gewagt, daß diese Scene, so hübsch sie auch in der Clemens'schen Novelle erzählt sei, doch wohl für die Bühne eigentlich nicht gut möglich wäre. Da war Herr Conrad aber böse angekommen!

„Für die Bühne nicht möglich?! Mein lieber Herr Conrad, bis jetzt habe ich wirklich geglaubt, daß Sie von der Sache etwas verstehen! Haben Sie 'mal was von Richard Wagner's Nibelungen gehört? Ja, haben Sie? Nun, darin ist noch ganz anderes auf der Bühne möglich! Aber bitte, wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben, — ich dispensire Sie.“

Dabei war der Dichter dunkelroth geworden und sichtbar heftig erregt. Conrad betheuerte ängstlich, daß er unbegrenztes Vertrauen zu der Kunst seines Wirthes hege, und schrieb dessen Widsinn ohne jede weitere Widerrede auf das geduldige Papier.

Fast drei Wochen dauerte diese Kunstleistung, da war's fertig! Nur der Titel des Drama's fehlte noch. Darüber wollte der Poet noch erst mit dem Theater-Director conferiren. Lessing hätte sich auch immer so schwer über die Titel seiner Dramen entscheiden können.

„Wissen Sie, lieber Conrad,“ sagte Herr Clemens, „es ist doch ein erhebendes Gefühl, wenn man so etwas vollbracht hat. Nicht? mir wohl ein Gläschen Wein darauf spendiren. Kommen Sie mit! Wir haben's beide rechtlich verdient.“

Also Herr Clemens und Herr Conrad gingen in die nächste Bierhalle, und jener rief mit ungeheurer Wichtigkeit einen Kellner herbei.

„Geben Sie mir 'mal, — geben Sie mir 'mal — eine halbe Flasche Deutschen Sect! Was wollen Sie trinken, Conrad?“

„Ein Glas Bier, bitte,“ sagte Conrad, der Unheil ahnte.

„Ja, mein Lieber,“ entschuldigte sich der Dichter, „unser-eins hat so seine Eigenhümlichkeiten und Marotten. Schiller hat immer gern Keffel gegeben. Sonderbar, nicht? Ich mag lieber Sect. Na, do gustibus, — einerlei, — profit, Herr Conrad, unser Drama soll leben!“

Nach einer guten Weile rief Herr Clemens laut durch den Saal: „Kellner, zahlen!“ — Da langte Herr Conrad ganz unwillkürlich in seine Tasche.

Der Dichter sah es, erhob mit schelmischem Drohen den Zeigefinger gegen Conrad und sagte voll huldvoller Freundlichkeit: „Na, meinewegen zahlen Sie, Sie kleiner Schlauberger! Ha, ha, Sie wissen wohl, was Sie thun. Na ja, schadet ja nicht. Jeder Mensch soll auf seinen Vortheil bedacht sein!“

Mit Bittern und Jagen zog Conrad sein Portemonnaie. Es ging noch gut. Er bezahlte die Zechе und behielt gerade ein kräftig-Pfennigstück übrig. —

Nachdem also Wilhelm Clemens sein Drama fertig hatte, drang er in Conrad, daß dieser das Manuscript sofort beim Vorstadt-Theater einreiche und seinen ganzen Einfluß aufbiete, damit das Stück gleich gelesen werde. Gelesen und begierig angenommen werden, dachte sich der Dichter ein und dasselbe für sein Schauspiel.

Conrad aber befand sich in großer Verlegenheit. Am richtigsten erschien es ihm, das Stück seinem Director überhaupt gar nicht zu geben und dem Herrn Clemens einfach nach einiger Zeit zu sagen, das Manuscript wäre abgelehnt. Dazu aber war Conrad zu gewissenhaft. Er hatte einmal versprochen, das Stück bei seinem Theater einzureichen, und er that es.

Von der Stunde an aber sprach Herr Clemens von nichts anderem als von seinem Drama und erging sich in den fabelhaftesten Combinationen über den Erfolg und dessen Wirkungen auf die deutsche Bühne im allgemeinen und auf sich selbst im einzelnen. Schon am dritten Tage nach der Einreichung des Manuscriptes begann er ungeduldig zu werden. Er ging nicht eher zu Bett, als bis Conrad aus dem Theater nach Hause gekommen war, und fragte jedesmal gieriger: „Nun, — noch nichts?“

Drei Wochen ungefähr waren so vergangen, da rief eines Abends, kurz vor Beginn der Vorstellung, der Herr Director des Vorstadt-Theaters den Herrn Conrad zu sich.

„Dies Stück haben Sie mir eingereicht und so dringend empfohlen?“

„Ja, Herr Director, ich —“

„So, Sie wollen mich also foppen?“

„Ach, nein!“

„Halten Sie denn so'n dummen Schund für ausführbar?“

„Nein, ich —“

„Na also, — Sie wollen mich upen!“

„Ach, nein!“

(Schluß folgt.)

„Ach ja, sag' ich Ihnen, und was ich Ihnen noch sagen wollte: Ich hab' 'n neues Stück angenommen, das wird so ungefähr Ende nächsten Monats zuerst gegeben, und dann, denke ich, so'n paar hundert Mal hinter'nander. In dem Stück ist keine Rolle für Sie, Herr. Also ich kündige Ihnen auf'n ersten Februar. Versteh'n Sie wohl, Herr!“

Damit gab der Herr Director dem erstarrten Conrad recht unansehnlich das Clemens'sche Manuscript in die Hand und ging davon.

nun, ich denke, Sie werden nicht verärgert haben, Ihre Meinung zur Geltung zu bringen. Für die Folge werde ich etwas wählerischer in der Auswahl der Menschen sein, denen ich mein Vertrauen schenke, ja, das werde ich!“

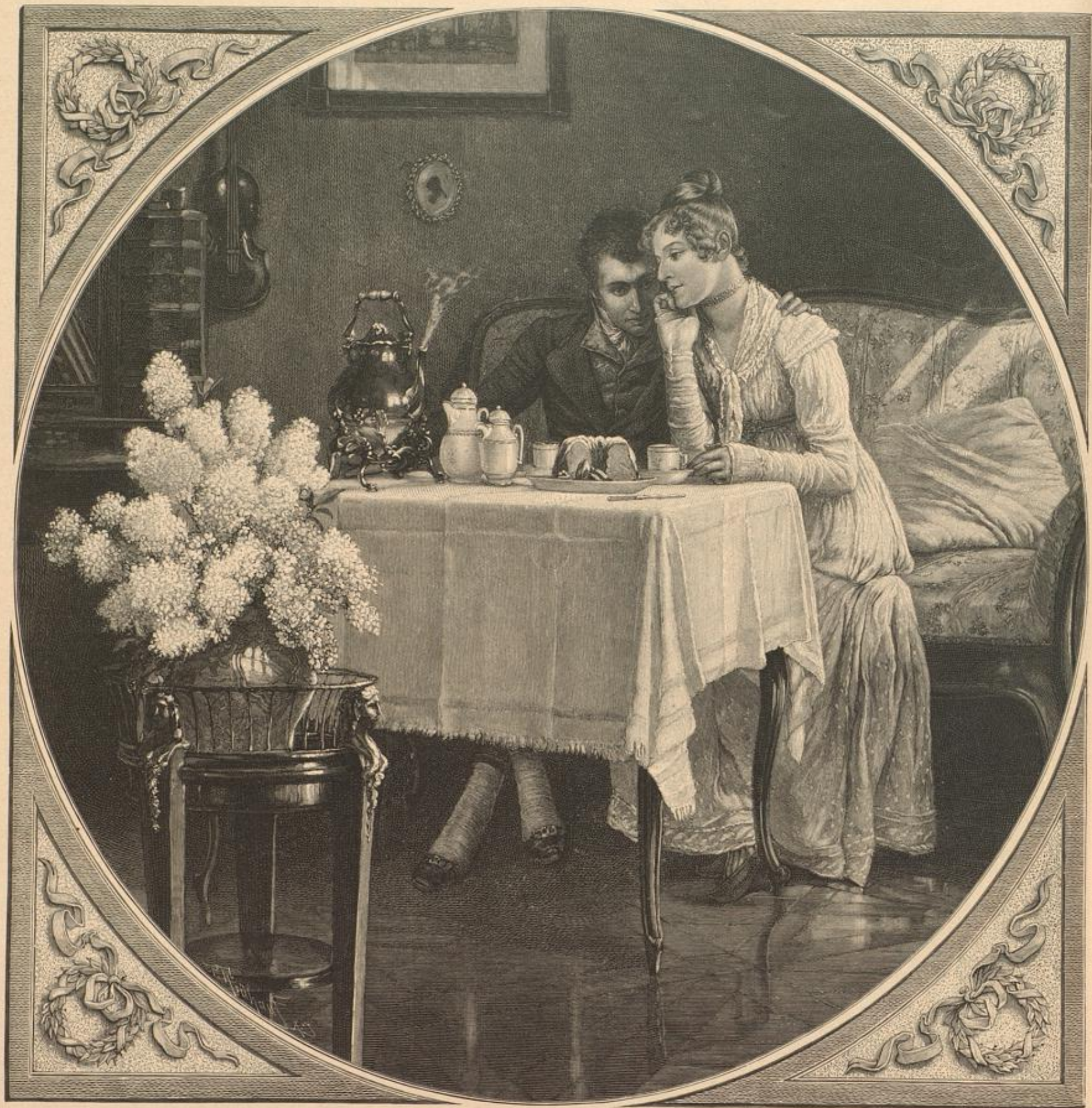
Bei den letzten Worten hatte der große Dichter dem armen Conrad höchst verachtungsvoll in's Gesicht geschaut. Jetzt packte er sein Manuscript und ging mit pathetischen Schritten in sein Schlafzimmer.

Institut, dem Herr Clemens seine Manuscripte anvertraut hatte.

Es war nicht weit bis zur Wohnung des Dr. Seger. Herr Clemens fand zu seinem höchsten Erstaunen diese Wohnung von einem Haufen Menschen angefüllt.

„Zum ersten, — zum zweiten, — zum dritten! — Mit damit!“ hörte er eine scharfe, laute Stimme schreien.

Er drängte sich ein wenig vor. Mitten im Zimmer auf



Erstes Pfingsten im eigenen Heim.

Nach dem Bilde von Carl Berger. — Siehe Seite 78.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Als Conrad abends nach Hause kam und mit niedergeschlagenen Blicken das Paket aus der Tasche zog, da stieß der Dichter einen heiseren Schrei aus. „Mein Manuscript! Abgelehnt?“

Conrad nickte traurig mit dem Kopfe.

Der Alte sank in seinen Stuhl zurück.

„Und warum? Aus welchen Gründen?“ rief er.

„Der Director sagte nur, es wäre für seine Bühne nicht geeignet.“

„So?! Und damit haben Sie sich abspessen lassen, Herr?!“

Ich danke Ihnen für Ihre aufopfernde Thätigkeit!“

„Ach, Herr Clemens, ich versichere Sie, ich konnte nichts daran ändern! Und es ist vielleicht wirklich nicht für unsere Bühne, — aber vielleicht für ein anderes, größeres Theater, — wir können ja —“

„Oho, ich werde Sie nicht weiter bemühen, mein lieber Herr Conrad,“ unterbrach mit vor Zorn zitternder Stimme der alte Mann, „und übrigens, Sie haben ja selber neulich geäußert, es wäre einigens in meinem Stück unmöglich für die Bühne, —“

Conrad stand mit gesenktem Haupte.

„Ach, der arme, alte Mann!“ murmelte er vor sich hin.

Da trat Elisabeth auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Sie sind ein lieber, guter Mensch!“ sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme.

Bevor Conrad sich noch von seinem Erstaunen erholt hatte, war auch Elisabeth in ihr Zimmer verschwunden.

Und Conrad kroch hinter seinen Bretterverschlag unter der Treppe. Er war berauscht von den Worten der Geliebten.

Ihre Hand hatte alles Leid weggewischt aus seinen Gedanken.

Am andern Morgen erschien Herr Wilhelm Clemens ungewöhnlich spät im Wohnzimmer. Elisabeth war schon längst zur Schule gegangen. Er hatte sehr schlecht geschlafen, erzählte er Conrad mürrisch. Nachdem er seinen Kaffee getrunken, machte er sich zum Ausgehen fertig. Wohin Herr Clemens zu gehen beabsichtige, wagte Conrad zu fragen.

„Dr. Seger!“ sagte barsch und kurz der Dichter.

Dr. Seger war der Director des literarischen Vermittlungs-

einem Tische stand ein kleiner, dicker Mann mit einer Nase in der hochgehobenen Hand. „Zum ersten, — zum zweiten!“ — Kein Zweifel, — das war der Auctionator, — hier fand eine Versteigerung statt.

„Wo ist denn der Herr Director Seger?“ fragte ängstlich Herr Clemens einen neben ihm stehenden Mann.

„Der Herr Director Seger,“ sagte dieser mit einer höhnischen Betonung des Titels Director, — „der Herr Director Seger ist durchgebrannt!“

Der Dichter griff nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und sank darauf nieder. Die nächste Zeit wußte er gar nicht recht, was um ihn vorging. Nur die schrille Stimme des Auctionators hörte er immer. Der Auctionator aber war ein Humorist, er pries die Gegenstände, die er zu versteigern hatte, alle in komischer Weise an. Jetzt schrie er: „Kaweling Nr. 61. Eine Holzliste mit Papier-Manuscripten. Lauter schöne Geschichten, und man kann auch 'was d'rin einwickeln. Zwei Mark zum ersten, — zwei Mark dreißig zum ersten, — nie-

Nachdruck verboten.

Eine Goethe-Medaille.

Von Erich Schmidt.
Mit sieben Abbildungen.

In zweiten Akte der Stella führt die Heldin ihre Gäste mit überschwänglichen Ausrufen vor das Bild des entschwindenden Geliebten: „Ihr sollt sein Portrait sehen! — O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.“

1775, als der junge Dichter seiner Stella diese Worte ließ, nahm er selbst eifrigen, durch wundervolle Beiträge verdachten Antheil an Lavater's großem Werk der Physiognomik, die auf dem neuen Cultus der Persönlichkeit ruht und die Harmonie des inneren und des äußeren Menschen, des Charakters und des Gesichts durch massenhafte Illustrationen veranschaulicht, durch einen ausgewählten, feberhaften Vortragswortschwall ausdeuten will. Die kostbaren Quart-Bände enthalten außer sehr wichtigen Artikeln Goethe's auch ein paar Goethe-Portraits. Es waren keineswegs die ersten, und eine fast unübersehbar Reihe ist ihnen gefolgt. Zwischen dem zopfigen Selbstbild von Seelap, das die Frankfurter Familie in Schertracht darstellt, und Preller's weichevollere Bleistiftzeichnung des Entschlafenen liegen ein paar hundert Versuche des Pinsels und des Stempels, des Schers und der Radir-Nadel vor, Goethe's Züge als den besten Text zu seinem Werke festzuhalten. Sie zeigen uns alle Techniken der Zeit, gehen von der Silhouette bis zum monumentalen Bilde, von der kleinen Denkmünze bis zur Colossal-Büste und gegenwärtigen alle Grade des künstlerischen Könnens und alle Stufen der Ähnlichkeit und



Johann Wolfgang von Goethe.
Nach der Natur gezeichnet im März 1826 von
G. F. Brandt.

Unähnlichkeit. Auch die freiwillige Caricatur kann nicht fehlen; ein ergötzliches Blatt dieser Art hat uns Thodetay mit humoristischer Respectlosigkeit überliefert. Goethe's schöne, ausdrucksvolle Züge, das längliche Gesicht des jungen, wie das mehr viereckige des alten, würden auch ohne seinen berühmten Namen die Künstler angezogen haben. Seine Erscheinung schon wirkte wie ein Kunstwerk, und nur ein leichtes Mißverhältnis zwischen dem Oberkörper und den etwas zu kurzen Beinen beeinträchtigte die Harmonie der Gestalt. Manches Stück ist aus der Bildersfülle verschollen, aber die Erschließung des Weimariischen Goethe-Hauses förderte auch in diesem Bereich unbekannt oder halbbekannte Schätze an's Licht, und emsiges Suchen hand in hand mit glücklichen Zufällen mehr den Besitz. Wer in Weimar ein bißchen Bescheid weiß, hat Goethe in vielen Gestalten gesehen, entzückt von Melchior's jugendlichem Medaillon, entsetzt

durch des braven, kunstverständigen Meyer völlig geistlose, dazu ganz unähnliche Arbeit. Er hat sich von leichten, lebenswürdigen Moment-Aufnahmen aus der Frühzeit zu Bury's derbkräftigem Bilde des reifen Mannes und zu Stieler's vornehmen Portrait des Greises, von der überaus feinen Porzellan-Miniatur Seibers' zu David's grandioser Büste wenden können, die freilich auf einen viel höheren Standort berechnet ist, und von welcher der alte, wunderliche Cleverone in der Bibliothek mit einem irgendwo aufgeschnappten Worte zu sagen pflegte: „Halb Jupiter, halb Resphitopheles.“ Dann schritt unser Führer, bevor „gegenüber Schiller leidend, auf ein nahes Ende deutend“ in Dan-

neder's Meisterwerk erschien, zur Trippel'schen Büste und declamirte verklärt: „Ein Apoll an Wohlgestalt, wie er mit Amalien damals in Italien“, wobei allerdings das Reimbüßnis eine kleine chronologische Verwirrung anrichtete. Seitwärts ist im Goethe-Hause Trippel's Thonmodell aufgetaucht und gestattet, den Proceß der stillstehenden Umbildung in's Apollinische, das dem damaligen Iphigenien-Dichter wohl gekannte, genau zu betrachten. Auch hat später in seiner allbekanntesten Büste den Dichtersfürsten sichtlich dem herrschenden Olympier genähert, aber in der ebenso bekannten Statuette die Gestalt des Greises genähert traulich im langen Hauskleide festgehalten. So finden unter den Goethe-Portraits, großen und kleinen, realistischen und graciösen, alle Stilrichtungen der von ihm durchlebten Menschenalter einen bezeichnenden Ausdruck. Und die Fülle der Werke stellt uns Goethen in jeder Periode seines Lebens und Wirkens, hier treuer, dort freier, vor Augen, den überhäulanten Jüngling (Man), den vollkräftigen Römer (Tischbein), den biden Geheimerath's (Bury), den „alten Herrn“ (Kolbe, Jagemann, Stieler).

Wir besitzen, von einzelnen Publicationen, wie den Schätzen des Goethe-National-Museums, abgesehen, zwei Monographien über diesen Gegenstand: das große Werk von Rollet, Die Goethe-Bildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt (Wien, 1881—1883), im Text nicht vollständig und exact genug, aber

mand mehr? Zwei Mark dreißig zum zweiten — „Herr Clemens hatte sich wieder vorgedrängt und streckte seinen Arm nach der alten Holzstiege aus.“

„Na, alter Herr,“ rief ihm der humoristische Auctionator zu, „auch 'n bißchen mitbieten? Is recht! Seh'n Sie 'mal, wunderschön geschrieben, und eine Seite immer frei gelassen, — wie gemacht für'n Delicateffen-Händler. Zwei Mark fünfzig — zum ersten —.“

Herr Clemens hatte krampfhaft in die Kiste gegriffen und einen Haufen Manuscripte herausgezerrt. Zwei davon erkannte er sofort. Es waren zwei seiner eigenen Romane, die längst in Amerika hätten sein sollen!

Der unglückliche Dichter stieß einen leisen Schrei aus und sank wie leblos zu Boden.

Man trug ihn in's Nebenzimmer und rannte nach einem Arzt. Fast mit diesem zugleich erschien Conrad, der sich das lange Ausbleiben des alten Mannes nicht hatte erklären können.

Der Arzt constatirte einen Schlaganfall und leitete selbst den Transport des Kranken in dessen Wohnung.

Nun begann eine schwere, schlimme Zeit für Conrad und Elisabeth. Sie lösten einander ab in der Pflege des Kranken, und was sie irgendwie für ihn thun konnten, das thaten sie.

Sie darften beide, um ihn pflegen zu können. Eines von ihnen war Tag und Nacht am Krankenlager, und stundenweise theilten sie sich den Schlaf zu. Aber sie beklagten und lobten einander nicht. Nur des Morgens, wenn sie sich zuerst trafen, und abends, wenn sie aus einander gingen, reichten sie sich die Hand, und jedes von ihnen wußte, daß dieser Händedruck ein unverbrüchlicher Treuschwur sei.

Die Krankheit des Alten hatte schon mehrere Wochen gedauert, und der Patient erholte sich nur sehr langsam. Je mehr er sich aber erholte, um so mehr bedurfte er der stärkenden Nahrung. Das wiederholte der Arzt jeden Tag, und der Kranke wiederholte es jeden Tag ein dutzend Mal, seitdem er wieder ein wenig sprechen konnte. Seine ersten Worte, sobald er die Sprache wieder erlangt hatte, waren gewesen: „Muß — meine — Manuscripte wieder haben — und — neue — Novelle — dictiren, — sehr gute Idee, — der — beschwundene Dichter —.“

Nun aber kam eine sehr schlimme Zeit für Elisabeth und Conrad. Am Ersten nächsten Monats mußte die Hausmiete bezahlt werden, und kein Pfennig Geld war dazu vorhanden. Schon Mitte des Monats hatte Conrad sich den Rest seiner Gage zahlen lassen; in wenigen Tagen sollte er das Theater verlassen. Eine andere Stellung zu erlangen, war so gut wie keine Aussicht vorhanden; er mußte ja fast den ganzen Tag am Krankenbette zubringen.

Daß ihm sein Engagement am Theater gekündigt war, davon hatte er Elisabeth noch nichts gesagt. Aber das mußte doch jetzt geschehen. Eine trostlose Zukunft that sich vor seinen Blicken auf: Kummer und Elend, — es würde bald am Nothwendigsten fehlen!

Da kam Conrad ein Gedanke, den er nie und nimmer zur Ausführung gebracht haben würde, wenn es sich nur um ihn selber gehandelt hätte. Aber es galt der Existenz Elisabeth's und ihres kranken Vaters!

Und Conrad grubelte und überlegte nicht viel.

Er schrieb einen langen Brief an Herrn Rent, den Freund seines Vaters, seinen ehemaligen Chef, der ihn des Diebstahls bezichtigt und davon gejagt hatte. Conrad legte dem Manne seine ganze trostlose Lage dar, betheuerte noch einmal seine Unschuld und bat um Hilfe.

Es war am folgenden Morgen früh. Elisabeth machte sich fertig, um in die Schule zu gehen, Conrad trat eben aus dem Krankenzimmer in die Wohnstube.

Da öffnete sich die Thür, und zwei Männer traten ein. Es waren der Handlungsherr Rent und sein Cassirer Kiesel. Conrad stieß einen leisen Schrei aus. Herr Rent eilte auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme.

„Gott sei Dank und gelobt, daß ich Sie gefunden habe!“ rief er.

„Gott sei Dank und gelobt!“ murmelte Herr Kiesel vor sich hin.

„O, Sie sind unschuldig! Ich weiß es!“ jagte laut Herr Rent, bevor noch jemand anders zu Worte kommen konnte.

Herr Kiesel hat an jenem Tage einer hiesigen Firma die fehlenden hundert Mark aus Versehen zu viel gezahlt. Vor ungefähr drei Wochen hat die Firma bei der Bilanz den Fehler entdeckt. Ich habe viel gelitten in den drei Wochen! Den Sohn meines geliebten, todtten Freundes habe ich hinausgestoßen wie — — O, schändlich! Aber gesucht habe ich Sie seit dem Tage, als wären Sie mein eigener Sohn!“

„Ich habe ja meinen Namen verändert,“ jagte Conrad schüchtern.

„Ja, ja. Und nun hören Sie mich an: Es ist nicht wieder gut zu machen, was Sie seit jenem Tage erduldet haben, mein lieber, junger Freund. Aber von heute ab gehören Sie wieder mir und meinem Hause, und ich denke, Ihr seliger Vater und Sie sollen künftig mit mir zufrieden sein!“



Luise, Großherzogin von Sachsen.
Nach der Natur gezeichnet im März 1826 von
G. F. Brandt.



Carl August, Großherzog von Sachsen.
Nach der Natur gezeichnet im März 1826 von
G. F. Brandt.



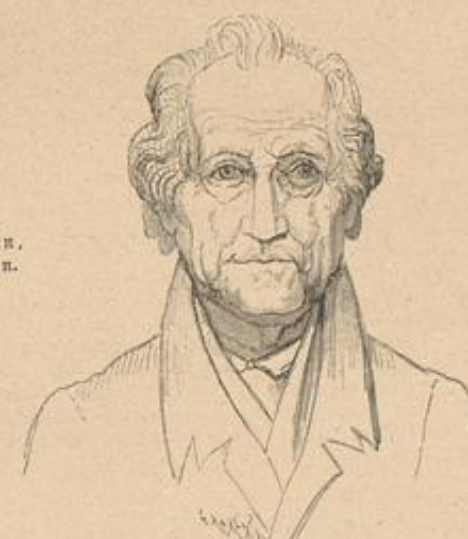
Johann Wolfgang von Goethe.
Nach der Natur gezeichnet im März 1826 von
G. F. Brandt.



Carl August, Großherzog von Sachsen,
und Luise, Großherzogin von Sachsen.
Vorder- und Rückseite der
goldenen Medaille.



Johann Wolfgang von Goethe.
mobilisirt und geschnitten zur Feier des
fünfzigjährigen Wirkens Goethe's in
Weimar am 7. November 1826 von
G. F. Brandt.



Johann Wolfgang von Goethe.
Nach der Natur gezeichnet im März 1826 von
G. F. Brandt.

Eine Goethe-Medaille.

„Und verzeihen Sie auch mir, Herr Till,“ rief fast schluchzend der greise Cassirer.
Der alte und der junge Mann sanken einander in die Arme. Als die beiden Herren gegangen waren, hielt Conrad Elisabeth eng umschlungen, und sie barg ihr Antlitz an seine Brust.
„Siehst Du, mein Conrad,“ sagte sie leise, „das Glück ist doch gekommen!“

denken an Elck zusammen und verbrannte sie nebst dem Bilde, das sie alltägig so heiß geküßt hatte. Wie das lobte, glühte, wie gierig die Flamme daran zehrte! Und nur Ache, graue, todtte Ache blieb von all dem erträumten Glücke zurück.

Jahre, Jahre der Arbeit, des fleißigen Auftretens in der Kunst waren verflohen. Mona hatten sie Geld und Ruhm gebracht.

Zum heutigen Erntefeste war sie, der Stolz des Hauses, heimgelehrt. Eine Anzahl Gäste feierte ihren Einzug; dieses Mal auch Elck, der seinen Bruder besucht hatte und sich mit magischer Gewalt gedrungen fühlte, Mona einmal wieder zu sehen.

Kein Zug in Monas Gesicht sprach von Erinnerung. Kalt erwiderte sie Elcks Gruß, indem sie unbefangen zu ihrem Gatten, dem früheren Onkel aufsaß.

Selbstverständlich sang sie auf den allgemeinen Wunsch der Gäste. Nach Jahren hörte Elck wieder ihre weiche, wundervolle Stimme. Wie weggewischt erschienen ihm die Zeit. Abermals sah er das junge, liebe Mädchen mit den vertrauensvollen Augen freundlich lachend ihm den Willkommensgruß bieten. Und dann fiel sein Blick wieder in die Gegenwart, auf das ernste, schöne, selbstbewußte Weib vor ihm, dessen stolzes Gesicht sich bei den glühendsten Lobspriechen kaum erhellte. Er, er hatte sie um ihre Jugendfreunde, sie und sich um das Glück betrogen! Ein heißes Wehgefühl erfaßte ihn, die alte Liebe war in ihm neu erstanden, und schaudernd dachte er seines eigenen Weibes.

Und Mona las die trostlose Geschichte eines verlorenen, vergifteten Lebens in den Augen Elcks: das Elend seiner Ehe, die verzweifelte Reue über sein selbsterwähltes Geschick neben einem Weibe, das seinem Namen nur Unehre brachte! Da erwachte das Mitleid mit ihm. Er war noch viel unglücklicher als sie!

Nachdem sie die Gesellschaft verlassen hatte, ging sie hinüber in ihr einstiges Zimmerchen. Hier, vor den Betten ihrer Knaben, ihres höchsten Erdengutes, stand sie still und küßte die Blondköpfe, die im süßen Schloße tief in den Kissen vergraben lagen. „Nana, liebe Nana!“ kam es träumend von den Lippen ihres Aeltesten. Und am Bettrande sitzend, hielt sie, der Vergangenheit nachsinnd, bei den Kindern Wache, bis Pigeuner- must sie emporfahren ließ. Die Bände brachte der Künstlerin ein Ständchen. Ueber die ärgsten Dissonanzen fort einigten sich die Töne endlich schmelzend, sehnuchtschwer zu der schönen Melodie des „Kék neselejt!“ Voll leidenschaftlichen Feuers sangen die Fiedeln, mit fabelhafter Schnelligkeit schlug der Cymbal-Schläger sein Instrument, hell klang die Clarinette, und in den tiefsten Molltönen wühlte der Bass.

Und als die letzten Töne leise verhallten, schwang Elck sich auf sein Pferd. Achtlos auf den Weg, sprengte er zu wildem Ritt in die Puszta.

es daher, die einerseits ein Spiegel, andererseits ein Maßstab für die Müd- und Fortschritte des inneren und äußeren Cultur-Lebens der Menschheit überhaupt sind. In diesem weiten Sinne faßt auch unsere Philosophin ihre Wissenschaft auf. Hier strahlt für sie die lebendige Sonne, aus der ihr das Licht zur Aufhellung weiter Gebiete der Philosophie wie der historischen und exacten Wissenschaften zufließt: sei es, daß sie in die Tiefen sprachphilosophischer Erörterung hinabsteigt, oder daß sie die Höhen der Weisheit erklimmt, um die Ursachen der Schönheits-Empfindungen zu untersuchen, oder daß sie es unternimmt, sich in das ernste Gebiet der Religions- und Sittenbegriffe hineinzubegeben, um hier die psychologischen Wurzeln aller in der Geschichte der Völker herrschenden religiösen und sittlichen Vorstellungen aufzudecken, oder daß sie als Geschichts-Philosophin den Ideen und Gesetzen allgemeiner historischer Strömungen nachgeht: überall ist die Methode der beobachtenden Psychologie sichtbar. Die Philosophin steht durchweg auf dem sicheren Boden der Erfahrung. Aber sie begnügt sich nicht mit den rohen Ergebnissen, die ihr die Erfahrungs-Wissenschaften liefern, sondern dieses Material wird gefeilt, zerlegt, combinirt und wiederum zertrümmert und ausgeschieden, um von neuem verglichen und verbunden zu werden: kurz, sie handelt die wissenschaftlichen Methoden der Induction und der Analyse mit großer Sicherheit und Gewandtheit, trotz einem innerlich der Wissenschaften ergrauten Forscher. Dabei zeigt Fräulein Rubinstein eine erstaunliche Kenntniz der modernen philosophischen Literatur, insbesondere eine gründliche Belesenheit in den Werken der heutigen englischen, französischen und deutschen Psychologen (Comte, Spencer, Taine, Lewes, Littré, Stuart Mill, Bain, Steinthal, Lazarus, Volkmann, Trobisch, Wundt u. a.). Und sollen wir schließlich noch etwas über ihren schriftstellerischen Charakter bemerken, so können wir nur sagen, daß sie bei vortrefflicher Handhabung der künstlerisch durchbildeten Essay-Form, in ihrer sprachlichen Diction, — unsere Leserinnen mögen uns das Wort verzeihen, — nichts Weibliches, Verschwommenes, Phantastisches zeigt; ihre Sprache ist bestimmt, klar und präcis, ohne doch, wo der Gegenstand es erfordert, die Wärme und eine gewisse Gehobtheit des Ausdrucks vermissen zu lassen. Mit anderen Worten: Susanna Rubinstein ist auch in formeller Hinsicht eine reife philosophische Schriftstellerin.

Unsere Philosophin hat im letzten Jahrzehnt außer dem genannten Hauptwerke noch veröffentlicht: Aus der Innenwelt. Psychologische Studien (1888). Zur Natur der Bewegungen (1890), und ganz vor kurzem sandte sie mir eine fesselnde Studie zu: Ein individualistischer Pessimist. Verlag von R. Edelmann (1894). Es handelt sich nämlich hier um eine Würdigung des einem frühen Tode erlegenen Schopenhauerianers Mainländer, jenes jungen Forschers, aus dessen Philosophie der Erlösung uns so ergreifende Töne entgegenklingen. Daß Susanna Rubinstein sich jetzt viel mit pessimistischen Studien beschäftigt, hat wohl seinen Grund in ihrer eigenen Gemüthsstimmung. Der plötzliche Tod der Eltern, ihre Vereinsamung und wohl auch ihr mißlicher Gesundheitszustand haben ihr Gemüth recht bellagenswert verdüstert. Doch findet sie Trost und Erholung in der Wissenschaft; wie ich höre, arbeitet sie zur Zeit an einem größeren sprachwissenschaftlichen Werke.

Eine völlig andere schriftstellerische Individualität ist eine Dame, deren philosophische Schriften einen großen Leserkreis gefunden haben und deren Namen als den vorhin genannten ebenbürtig bezeichnet zu werden verdient: Dr. Helene Druskowiz in Dresden. Was diese Schriftstellerin besonders kennzeichnet, ist die Reife und Mannigfaltigkeit ihrer literarischen Production, die ihr gestattet, nicht nur auf dem Gebiete der Philosophie und Literatur-Geschichte, sondern auch als Novellistin, Dramatikerin und Lustspiel-Dichterin productiv zu sein. Auch sie hat deutsche und schweizerische Universitäten besucht und hier mehrere Jahre hindurch ersten wissenschaftlichen Studien sich hingegeben. An der Hochschule in Zürich promovierte sie als Dr. phil. Fräulein Druskowiz. Sie ist geborene Wienerin, eine verhältnismäßig noch jugendliche, weltgewandte und elegante Erscheinung; der längere Aufenthalt in Frankreich, England und Italien hat ihr etwas Sicheres und Selbstbewußtes in ihrem Wesen und Auftreten gegeben. Sie ist erst später, gewissermaßen auf Umwegen, zur Philosophie gelangt. In den achtziger Jahren veröffentlichte sie eine Reihe anziehender Studien zur englischen Literatur-Geschichte des 19. Jahrhunderts (über Lord Byron, Shelley, William Black, George Elliot u. a.). Dann waren es wesentlich die religiös-ethischen Kämpfe und Probleme unserer Zeit, die sie mehr und mehr interessierten, und diesem Umstande haben wir eine Reihe von religions-philosophischen Schriften aus ihrer Feder zu danken, die durch ihren Gehalt, wie durch die Art ihrer Behandlung in weiten Kreisen Aufsehen erregt haben. Im Anschluß an Männer wie Lubwig Feuerbach, David Friedrich Strauss, den Amerikaner Salter, Eugen Dühring, Julius Duboc und andere Denker will sie zu einer endgültigen, der wissenschaftlichen Höhe, wie den ethisch-socialen Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Lösung des religiösen Problems gelangen. Sie verwirft die auf dem Offenbarungs-Glauben beruhenden historischen Confectionen jammt und sonders, da diese, wie sie meint, für die Entwicklung des Menschengeschlechts nicht dasjenige geleistet hätten, was man von ihnen, bei ihrer bisherigen Machtstellung, zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Sie sucht also einen Religionserstap, der solchen Anforderungen Genüge leisten könne. Doch eine Religion, welche social-ethische, aber auch zugleich die höchsten Gemüthsbedürfnisse befriedigen solle, wird nach Anschauung unserer Religions-Philosophin nicht vor, sondern erst nach der endgültigen Lösung der materiellen, socialen Fragen, in denen wir jetzt mitten drinnen stehen, gefunden werden können. Die dem Gegenstande nun hat Fräulein Druskowiz eine Reihe von Schriften gewidmet: Moderne Versuche eines Religionserstapes (1886); Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung (1888) u. a. Auch die alte, aber schwierige ethische Frage, wie sittliche Verantwortlichkeit und juristische Zurechnungs-Fähigkeit ohne Annahme menschlicher Willensfreiheit möglich sei, hat sie in einer scharfsinnigen Untersuchung (1889) zu behandeln versucht. Fräulein Druskowiz zeigt in diesen vielfach polemischen Arbeiten eine große, gewissermaßen publicistische Gewandtheit des Ausdrucks: sie hat sich von jedem gelehrten, streifen und akademischen Ton frei gemacht und nimmt es in Bezug auf das Verständniß der heutigen Zeit-Probleme nicht minder, wie in Betreff einer gemeinverständlichen und wirkungsvollen Darstellung derselben mit manchem ihrer männlichen Collegen auf.

Auch ein Ueberblick über die Zahl der großen Schriftstellerinnen des Jahrhunderts zeigt uns, daß gerade das philosophische Element in ihren Schriften stark vertreten war. Wer möchte in den Werken der Frau von Staël, besonders in ihrem heute noch lesenswerthen De l'Allemagne die tief eindringende Philosophie verstehen? Und Frau Harriet Martineau, die scharf analysierende Psychologin, zeigt sich in ihrem zweibändigen Werke: Positive Philosophy (1853) nicht nur als eine verständnißvolle Anhängerin Comte's, sondern auch in ihren Letters on the laws of man's nature and development (1851) als eine höchst selbstständige Denkerin, und auch die geistvolle Französin Sophie Germain legt, wie Eugen Dühring mit Recht meint, in ihrer kleinen Schrift von kaum 100 Seiten mehr Scharfsinn und mehr mathematische Exactheit in der Fassung und Formulierung der metaphysischen Probleme an den Tag, als mancher deutsche Universitäts-Professor.

Daß mit genannten, gewissermaßen saphirphilosophischen Schriftstellerinnen die Zahl der Frauen, selbst nur in Deutschland, die auf ihren speciellen Gebieten eine gewisse allgemeine philosophische Bildung zeigen, nicht erschöpft ist, ist selbstverständlich. Wer könnte z. B. in dem geistreichen Werke Bertha von Suttner's: Inventarium der Seele (2. Aufl. 1887) ein fein eindringendes Verständniß der verschiedenen philosophischen Strömungen unserer Zeit vermissen? Auch die greise Leipziger Roman-Schriftstellerin Frau Luise Otto-Peters hat früher im Sinne des edeln Denkers Kranke mancherlei veröffentlicht (Der Genius des Hauses, Der Genius der Natur u. s. w.), wodurch sie bewiesen hat, daß sie in den Geist des großen Menschheits-Philosophen eingedrungen ist. Insbesondere bei den Pädagoginnen finden wir jetzt vielfach ein erfreuliches Bestreben, ihre erzieherischen Aufgaben und Gedanken philosophisch zu vertiefen. Wir nennen in dieser Hinsicht nur drei verdiente Frauen-Lehrerinnen, die zugleich hervorragende Vertreterinnen der heutigen Frauenfrage sind: Frau Henriette Goldschmidt (Ideen über weibliche Erziehung, 1882), Fräulein Auguste Schmidt, beide in Leipzig, und Fräulein Helene Lange in Berlin (Schiller's philosophische Gedichte, 1887, und: Die ethische Bedeutung der Frauenbewegung, 1890).

Es ist unleugbar eine beachtenswerthe culturhistorische Erscheinung unserer Zeit, daß die Frauen, nachdem sie sich so ziemlich in allen Fächern der Belletristik heimisch gemacht, sich nun auch an die wissenschaftlichen Gebiete, und wie wir eben gesehen haben, an deren höchsten und schwierigsten Zweig, an die Philosophie, heranwagen. Zunächst sind es freilich nur noch alles schüchternen Versuche. Aber warum sollen wir solche Versuche zurückweisen oder entmuthigen, wenn nur die Wissenschaft selbst nicht dabei verliert? Diese öffnet ja ihr Heiligthum jedem Befähigten, ob Mann oder Weib, der reinen Sinnes und voll redlichen Forschungseifers sich ihr zu nahen wagt.

Kuchend verboten.

Weibliche Philosophen.

Literarische Studie von Moritz Brajch. (Schluß.)

Nenne nun eine dritte philosophische Dame, eine Schriftstellerin von großer und ausgeprägter Eigenart: das in Wiesbaden lebende Fräulein Dr. Susanna Rubinstein. Sie ist eine interessante und anziehende Erscheinung; der feine weibliche Kopf, von üppigem Haarwuchs umrahmt, zeigt sehr durchgeistigte Züge. Ihre Unterhaltung, in der ersten Zeit zurückhaltend, wird bald angeregt und dann beleben sich die großen, dunkelbraunen Augen, deren gewöhnlicher Ausdruck ein stiller, in sich gelehrter, sinnender Ernst ist.

Susanna Rubinstein ist wesentlich Psychologin. Als Schülerin von Volkman in Prag, Lazarus in Berlin und Wundt in Leipzig, hat sie regelrecht alle Stadien der gelehrten Laufbahn durchgemacht. In ihrer Vaterstadt Czernowitz, wo ihr Vater, ein begüterter Kaufmann, kaiserlicher Rath und Reichstags-Abgeordneter war, wurde sie durch die dortigen Gymnasiallehrer zum Abiturienten-Examen vorbereitet, nach dessen Absolvierung sie an der Universität von Prag acht Semester hindurch historischen und philosophischen Studien oblag. Dierauf setzte sie ihre Studien an den Hochschulen zu Berlin und Leipzig fort, wo sie hauptsächlich naturwissenschaftliche, insbesondere physikalische und psychologische Vorlesungen hörte. In Leipzig promovierte sie auch als Dr. phil. unter Wilhelm Wundt auf Grund ihrer Dissertation: Ueber die sensorischen und sensitiven Sinne. — Ihr Hauptwerk allerdings sind die psychologisch-ästhetischen Essays (2 Bde., 1884). Susanna Rubinstein steht hier nicht auf dem Boden der alten, speculativen, sondern, entsprechend der Richtung ihrer oben genannten Lehrer, auf dem der modernen, beobachtenden, auf die Ergebnisse der Nerven-, Gehirn- und Sinnes-Physiologie stützenden Psychologie, auf deren verschiedenste Theile sie ihre Forschungen erstreckt, wie: Sprach-Psychologie, Geschmack-Psychologie (Keisheit), Literatur-Psychologie u. s. w. Was die letztere betrifft, so meine ich damit die höchst interessanten Untersuchungen (in dem genannten Werke) über die völlerpsychologischen Bedingungen, aus denen die Eigenart der antiken und der modernen Dichtungen hervorgegangen sind. In letzterer Hinsicht ist Fräulein Rubinstein geradezu die Schöpferin einer neuen, nämlich der psychologischen Literatur-Betrachtung; sie hat praktisch, allerdings noch in beschränktem Maße, durchgeführt, was Literar-Historiker, wie Gosche, Scherer, Hermann Grimm u. a., als dringliche Forderung an eine künftige Literatur-Kritik hingestellt haben.

Susanna Rubinstein's allgemeine Auffassung der Psychologie, wie sie in diesem ihrem Hauptwerke zum Ausdruck gelangt, ist die einer allgemeinen Grundwissenschaft, von der, analog der Ansicht der Herbartianer, alle jene Strahlen ausgehen, durch welche weite Strecken menschlichen Geisteslebens beleuchtet werden. Denn da nicht nur alle unsere Wissenschaften, sondern auch die sittliche, religiöse, staatliche und Schönheitswelt, menschlich gefaßt, in letzter Instanz doch auf die psychische Thätigkeit des einzelnen sich gründen, so kann die Seelenlehre gewissermaßen als die Central- und Universal-Wissenschaft angesehen werden, von der das gesammte theoretische und praktische Gebiet menschlichen Cultur-Lebens abhängig ist. Die Müd- und Fortschritte der Psychologie sind

Kuchend verboten.

Die Reactionäre.

Ein Blauderei für Feinschmecker. Von Hanns von Spielberg.

Igentlich hat, glaube ich, eine große Kühnheit dazu gehört, den ersten Krebs zu essen, — ja! nicht viel weniger, als etwa heute ein Afrika-Reisender anwenden muß, wenn ihm sein schwarzer Leibloch das erste Heuschrecken-Ragout servirt. Es ist doch ein zu unwunderliches Thier, solch ein Krebs! Seine Haut ist ein Panzer, sein Fleisch sitzt in den Scheren und im Schwanze, unter dem er gelegentlich auch seine Eier birgt, den Kopf hält er permanent zwischen den Beinen, im Magen bildet er kleine Steinchen, die Augen trägt er auf beweglichen Stielen und anstatt vorwärts, bewegt er sich als geborener Reactionär rückwärts. Von seiner Nahrungsweise schweigt man besser ganz, so wenig wählerisch ist er nach dieser Richtung hin.

Trotzdem haben wir allen Grund, dem unbewußten Gourmand, der zum ersten Male den Entschluß faßt, seine Speisekarte mit gefotenen Krustenthiere zu bereichern, herzlich dankbar zu sein, denn sie sind unleugbar delicat. Ich rechne sie sogar zu den schmackhaftesten Gaben der lieben Gottesnatur und bebauere immer auf's tiefste alle Freunde, die sich den Genuß der Krebse und deren Bitterkeit versagen müssen, weil sie danach von dem leidigen Nesselieber befallen werden.

Allen anderen Krebsarten ziehen wir den Fluschkrebs weit vor und stellen ihn sogar über den Hummer und die schönste Languste. Er hat das zarteste und wohlgeschmeckteste Fleisch, nur muß man sich selbstverständlich an die uralte Regel halten, ihn nur in den Monaten ohne r zu genießen: im Frühjahr, während der Laichzeit, sind alle Krebse schlecht genährt, und erst vom Mai ab wird ihr Fleisch wieder weich und schmackhaft; vom September bis October aber vertrieben sie sich, um ihre Rauferung durchzumachen, und nicht nur aus Eitelkeit, sondern auch aus Nützlichtsgründen, ein neues Kleid anzulegen. Krebse aus stehenden Gewässern sind weniger empfehlenswert; den höchsten Ruf genießen dagegen die Oberkrebse, die aber nur zum kleinsten Theil wirklich der Ober entstammen; ich habe übrigens auch in Ostpreußen Krebse gegessen, die geradezu wunderbar waren. Jedenfalls erfreut sich der Oberkrebs aber weit über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus der größten Beliebtheit, es wandern z. B. alljährlich zehntausende, sorgfältig in Brennefeln verpackt, nach Paris. Daß Berlin der große Central-Punkt des Krebshandels ist, dürfte kaum allgemein bekannt sein. Die Reichshauptstadt hat die Ehre, in ihrem Müßbürger Niema den sogenannten Krebskönig zu besitzen, dessen Etablissement für Krebszucht und Krebsmästung das größte der Welt sein soll; ein wunderliches Spiel des Zufalls fügt es dabei, daß es bei Hoppegarten, der Stätte unseres klassischen Sports, liegt: die schnellsten Renner — und die Krebse haufen dicht neben einander.

Man hat mir gesagt, daß kein Buchhändler Krebs ist, sntemalen in dem geheimnißvollen Jargon der Buchhändler-Börse die nicht verlaufen, von den Sortimentern, remittirten Exemplare eines Buches auch Krebse genannt werden, und jeder Verleger daher die Krustenthiere auf's bitterste zu haften verpflichtet sei. Ich halte das aber für eine arge Verläumdung, — wer sollte kalt bleiben können, wenn eine duftende Schüssel Kiesenkrebse zu einem Glase Marobrunner winkt? So mühsam unleugbar

Auch eine Fest-Vorbereitung.

Zu dem Bilde von L. Kahl. — Siehe Seite 73.

Dass Hanni das Entzücken ihrer Familie bildet, ist selbstverständlich. Großmutter, Tante und Vasen finden täglich mindestens einmal die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und zu rufen: „Aber nein, wo das Kind das nun schon wieder her hat! So geschicklich waren wir doch nicht!“ Und in letzterem Punkte hatten sie unabweislich Recht.

Kamentlich die überraschende Selbständigkeit Hannis imponirt ihnen. Selbständigkeit war eine sonst unbekante Eigenschaft in der Familie. Mit dem in Papier gewickelten Gelde macht das mehrwürdige Kind, im vollen Bewußtsein seiner zweidreivierteljährigen geistigen Reife, sich allein auf den Weg zum Nachbar Krämer, wohnt dort stets genau, was es mitbringen sollte, und kehrt sich auch nicht nachfahren, wenn z. B. der Krämer scherzender Weise thut, als wolle er grüne Seife statt Sirup in das Töpfchen thun. Dann legt es die Stirn in sehr ernste Protest-Falten und sagt unwillig: „Hanni will Sirup haben, nicht grüne Seife haben!“

Aus ihrer Jugendzeit war Hanni eine besondere Vorliebe für ihre Stiefelchen geblieben. Zwar versuchte sie nicht mehr, wie sie schmökerte, aber sie diente ihr nach jeder Richtung hin zu ihrer Unterhaltung und Fortbildung, sei es, daß es sie zu Puppenwagen, Sandfahrten und Wasser-Transporten benutzte, oder daß sie energisch prüfte, ob zwischen Knöpfen und Oberleder ein untrennbarer Zusammenhang bestände. Die Folge dieser Beschäftigungen war ein ziemlich ansehnliches Verbrauchs von kleinem Fußzeug, ein Umstand, der die Bewunderung des himmlischen Kindes doch zuweilen auf ein gewöhnliches irdisches Maß zurückführte. In dem Rath der nicht mit Glücksgütern gesegneten Familie hatte man daher den harten Beschluß gefaßt, daß, bei der nächsten Möglichkeit, schon wieder neue Stiefelchen zu beschaffen, Hanni das diesmalige Pfingstfest in ihren alten geklärten Schuhen feiern müsse. Hanni fand sich tief in ihren Fest-Erwartungen enttäuscht, als ihr diese Entscheidung möglichst schonend beigebracht worden war. Sie hatte erklärt, dann auch keinen Pfingsttuchen essen zu wollen. Man besann den Heroldismus, der in solcher über die Familie verhängen Strafe lag, obwohl man an der Ausföhrung der Drohung heimlich zu zweifeln wagte; im Abzuge blieb an der Sachlage nichts zu ändern.

So war der Spätmittag vor Pfingstsonntag gekommen, und Hanni sollte feierlich gefeiert und dann in's Bett gebracht werden. Aber spurlos schien sie vom Erdboden verschwunden zu sein! Die Großmutter sah sie bereits entseelt im Bache liegen, Tante Marth trauete ihr zu, daß sie sich ein Eisenbahn-Billet gelöst habe, um zu ihrem Pathe zu reisen, die über größere Fonds zu Einkäufen von Pfingststiefelchen verfügte, während die anderen Tanten und Vasen ruhig Haus, Garten und Feld absuchten. — Endlich, endlich fand man die Verlorene! — Gar nicht weit war sie. In einem verdeckten Wäldchen hinter der Scheune sah sie, mit großem Eifer in eine sehr selbständige Beschäftigung vertieft. „Aber Hanni, was treibst Du nur da!“ riefen die glücklichen Entdeckerinnen Tante Bertha und Vase Liendchen. Hanni tauchte eine Bürste in die alte, hierher verschleppte Wischschale, dem verdorrneten Inhalt sie mit Wasser gebrauchsfähig zu machen veränd hatte, und putzte seelenruhig an einem ihrer Schuhe, den sie über die Hand gethan, weiter. Dann sagte sie: „Schuhchen neu putzen morgen!“ und den Schuh von sich abhaltend, setzte sie zufrieden müffeln hinzu: „Tante Martha kann das nicht, aber Hanni kann das!“

Diese Idee und diese Antwort erreigten das Entzücken der ganzen Familie. Dazu kam die Nahrung des Wiederfindens, und so geschah es, daß auf Anregung der edelmütigen Tante Martha alle, bis zu Tante Bertha und Vase Liendchen, die leider noch ärmer wie Kirchenmünze waren, ihre Spargroschen zu ein paar wirklich neuen und nicht nur neu geputzten Pfingstschuhen für den Familien-Verzug sammelten.

Hanni Selbständigkeit aber läßt erhoffen, daß ihr Charakter nicht nur das Glück der neuen Pfingstschuhe, sondern auch alle übrigen künftigen Bewunderungs-Beweise der Ihrigen rühmlich vertragen wird.



Fragen.

Il Moro. — Warum führte Lodovico Sforza den Namen Il Moro?

Musland. — Wer giebt mir sichere Auskunft darüber, welcher Umgangssprache die vornehmen Russen sich vorzugsweise bedienen? v. B.

das Krebsseifen ist, so erfreulich ist es auch. Schon der Anblick eines gut servierten Gerichts hat etwas ungemein Einladendes: ich denke mir die rothen Ungeheuer in weiter, blaugemusterte Schale, jedes Couvert mit der brennend rothen Krebs-Serviette bedeckt. Zur Schale gehört außer dem Köffel eine Zange, die glatten Schuppenthiere lassen sich sonst schlecht herausholen, und zu jedem Couvert ein scharfes, spitzes Krebsschneidmesser.

Zum Krebsstochen ist die Berliner Köchin unübertroffene Meisterin. Ehedem huldigte zwar auch sie der empörend grausamen Sitte, die armen Thiere mit kaltem Wasser anzusetzen, anstatt sie in das lodende Sterbebad zu werfen; es bestand der eigenthümliche Aberglaube, daß der Krebs nur auf diese Art zubereitet verdaulich sei. Heute ist der barbarische Brauch Gottlob beseitigt, die Kunst der Zubereitung aber darum nicht verloren gegangen, eine Kunst, die nicht zuletzt darauf beruht, die Krebse nach dem Kochen noch eine gute Stunde sorgfältig zugedeckt stehen zu lassen, ehe sie angerichtet werden. Die bestzubereiteten Krebse sah man in Berlin früher bei Hüller, und ich erinnere mich noch, daß wir — eine kleine Gesellschaft bevorzugter Stammgäste — einst die zu früh verstorbene lebenswürdige Besitzerin dieses Muster-Restaurants um alle möglichen Geheimnisse der Zubereitung persönlich interpellirten. Es handelte sich hauptsächlich um die Frage, ob der Geschmack der Krebse durch einen Zusatz von Butter beim Kochen gewinne oder nicht, und ich kann zur Freude sparbarer Hausfrauen bestätigen, daß dieser Zusatz als gänzlich unerheblich erklärt wurde. Das Aussehen gewinnt freilich, wenn die Krebse vor dem Anrichten in etwas Butter geschwenkt werden. Bei Hüller sah ich auch zum ersten Male Krebse in Rheinwein gekocht und ausgebrochene Krebse aux fines herbes mit grünen Erbsen. Das kostbarste Krebsgericht aber lernte ich vor Jahren im Hause eines schlesischen Gourmands kennen: in Champagner und Butter gebratene Krebschwänze.

Kaiser Wilhelm I. war bekanntlich ein besonderer Verehrer der Krustenthiere. Wie er den Hummer in allen Gestalten gern auf seiner Tafel sah, so liebte er auch den Krebsalat; in denjenigen Kreisen, wo man bisweilen das Glück hatte, den Kaiser als Gast empfangen zu dürfen, wußte man das sehr wohl, und die Küchen-Chefs der großen Berliner Häuser wetteiferten in dem Bestreben, mit ihren Salaten Ehre einzulegen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß jeder Krebsalat und jede Krebs-Mayonnaise sich wesentlich besser präsentirt, wenn sie mit einem Spargeltrand angerichtet wird; will man ein Uebrires thun, so kann man den letzteren noch mit entbarten, mit Mayonnaise bestrichenen Austern belegen.

Vor noch nicht gar langer Zeit ist ein verdienstliches Büchlein: „Die Suppe“ von Dr. Schrank erschienen, das, mit unendlichem Sammelfleiß zusammenggetragen, wirklich ein Stückchen Cultur-Geschichte über die Cuvertüre der Tisch-Symphonie bringt. Nur der Krebsuppe ist meines Erachtens der Herr Verfasser nicht gerecht geworden, er fertigt sie mit einer Zeile ganz nebenbei ab, obwohl doch gerade sie, wie alle Hausfrauen bestätigen werden, die höchste Beachtung verdient. Fast jede Brühe kann einige Krebsschwänzchen und Krebsnasen vertragen, wir wissen es; eine wirkliche, schön rothe, gut gebundene Krebsuppe, mit jungem Gemüse darin, aber ist ein Hochgenuss. Ganz besonders in katholischen Ländern weiß man das zu schätzen. Das Krustenthier zählt ja zu den erlaubten Fastengerichten und nach einem wohlbedachten Kloster-Recept läßt sich die Fleischbrühe mittelst eines Zusatzes von durch das Sieb getriebenen gelben Erbsen erzeu. Ich bin überzeugt, daß jeder Vater Küchenmeister ganz genau mit der Thatsache vertraut ist, wie besonders die weißen Unterbände der Krebse der Suppe ihren aromatischen Geschmack geben, daß man sie aber, ehe sie zerstochen werden, von der anhaftenden Galle befreien muß.

Der geistreiche Feuilletonist Jules Janin hat einmal einen recht thörichtigen Ausspruch gethan, — bekanntlich passiert das mitunter auch geistreichen Leuten. „Der Hummer ist der Cardinal des Meeres!“ sagte er, ohne daran zu denken, daß der Hummer, ehe er in die Hände des Kochs gelangt, ein blau und gelb geheckter Gefelle ist. Vielleicht kam er zu seinem sublimen Einfall durch einen abgeschmackten Witz, der vor etwa dreißig Jahren gelegentlich bei Pariser Herren-Diners gemacht wurde; man brachte damals nämlich bisweilen einen roth angerichteten lebenden Hummer zwischen den gekochten auf die Tafel.

Wenn ich dem Hummer nun auch den Cardinals-Rang streitig machen muß, und wenn er nach meinem persönlichen Geschmack an Feinheit dem Festschneise wesentlich nachsteht, so gestehe ich ihm doch gern hohe Ehren zu. Er ist ein respectabler Herr, der sich überall sehen lassen kann; während man Krebse bei Tisch eigentlich nur en petit comitè essen darf, — sie munden dann auch am besten, — kann er mit Würde als geschätztes Zwischenglied auf jeder Tafel erscheinen, gleich willkommen zum Frühstück,

zum Diner oder zur nicht zu späten Abendmahlzeit für jeden, — der sich eines guten Magens erfreut.

Soll man den Hummer warm oder kalt serviren? Das ist eine Frage, die mir gerade in neuerer Zeit von meinen verehrten Gönnerinnen, die bisweilen die Gnade haben, an die geringen Erfahrungen eines alten Herrn zu appelliren, häufiger vorgelegt wurde. Man giebt jetzt vielfach bei Dinern dem warmen Gerichte den Vorzug; ich finde freilich, daß die Verhert des Hummersfleischs, wohlverstanden im Gegensatz zum Krebs, warm noch mehr hervortritt, als im kalten Zustande. Für meinen Theil neige ich daher dazu, auch bei Dinern die kalte Schüssel einzuschleichen, es sei denn, daß man den Hummer à l'américain in Weißwein und Tomaten-Purè zubereitet. Wie dem aber auch sei, jedenfalls soll man nicht in den allzuhäufigen Fehler verfallen, das Krustenthier schlecht zerbrochen und mangelhaft geöffnet auf den Tisch zu bringen. Es ist das eine Rücksichtslosigkeit gegen die Gäste, die selbst ein sonst tüchtiges Küchen-Personal bisweilen sich zu Schulden kommen läßt: wer je mit solch einer starren, hartnäckigen, nicht geknickten Schere sich quälen mußte, wird mir Recht geben.

Bei einem größeren Diner mag es vorthellhaft sein, das Fleisch aus Scheren und Nasen ganz herauszunehmen und das Ganze zu einem jener kunstvollen Aufbauten zu gruppiren, in denen die Kochkunst alter Schule excellirte, und die man heute noch auf Salatafeln sieht. Dierher gehört der sogenannte Homard bravoure auf bergähnlichem Sockel, der von Moos-Partien (aus Kräuterbutter) umkränzt ist, auf denen wiederum die Hummerleiter, gewissermaßen als Alpenrösschen, unregelmäßig zerstreut sind. Im allgemeinen kommt man jedoch von allen etwaigen Kunststücken mehr und mehr ab, und ich finde, daß eine einfache Schüssel Hummer, geschickt zertheilt und geknickt, aber das Fleisch noch in den Nasen und Scheren, sich auch weitaus besser präsentirt. Es empfiehlt sich nur, den Panzer, damit er besser glänzt, vor dem Anrichten mit einigen Tropfen Olivenöl zu bestreichen und, eine Neuerung der letzten Jahre, zwischen den rothen Ungeheuern einige kryallhelle Eiskübel scheinbar ganz unregelmäßig einzubetten.

Die besten Hummern sind die norwegischen (zumal in den Monaten April bis September), die schlechtesten, mindestens in der Gestalt, wie sie uns die Herren über den Ocean senden, die amerikanischen. Jedem Liebhaber einer guten Hummer-Mayonnaise ist seine Freude an dem prächtigen Gerichte um fünfzig Prozent geschmälert worden, seit wir mit dem Büchsenhummer beglückt wurden. Ich weiß sehr wohl, wie bequem diese unedlichen Büchsen, ganz abgesehen von ihrer Billigkeit, für die Hausfrauen sind, aber ich meine, es ist schade um das gute Del und die Eier, die dazu dienen müssen, ihren saden Inhalt zu umhüllen und die grauröthlichen Stücke Fleisch ansehnlicher zu machen. Beide Hände hebe ich zum Himmel auf und schwöre, daß ich freiwillig niemals eine Gabelspitze Büchsen-Hummer-Mayonnaise essen will.

Ta lobe ich mir doch eine Timbale von frischen Hummern, Kreben und Krabben, wie sie Pforte in Hamburg so unvergleichlich zu bereiten versteht: in dem klaren, kräftigen Aspil schichtenweise die Krebsschwänzchen und die Hummercheren aufmarschirt, Crevetten-Häuschchen dazwischen und vielleicht auch eine Schicht großkörnigen Caviars, das Ganze gut gefüllt und dazu die mit zerriebenen Hummereiern roth gefärbte Mayonnaise! Eine Schüssel für ein fürstliches Büffel.

Von Lachentrefeln will ich nichts wissen, dagegen hege ich eine hohe Verehrung für die köstliche Languste, den Hummer des mittelländischen Meeres. Einen Langustenschwanz sollte man stets in dünne Scheiben zerschneiden und zwischen je zwei dieser Scheiben eine rohe Trüffelcheibe legen.

Und nun von den Riesen der Gattung zu den Zwergen, den kleinen, zarten Meerkrebsen: den Crevetten, Garneelen und Granaten, die fast an allen Meeresküsten Nordeuropas heimisch sind. Sie sind vortrefflich — aber sie haben einen schwerwiegenden Fehler: sie sind entsetzlich mühsam zurecht zu machen und schmecken doch nur, wenn man sie selbst entschält oder eine wohlbekannte Hand diese Aufgabe übernimmt. Vor Jahren, als mein Haar noch nicht gebleicht war, sah ich in jedem August am Strande von Klampenborg, und neben mir schälte eine reizende junge Dame mit ihren weißen, schlanken Fingerringen unermüdlich die rothen Krebsechen für mein Smörbrod, und wenn ich dann das mühsam hergerichtete Brod ganz vergaß, um wieder und immer wieder jene bewußten Fingerringe zu küßen, dann lachte sie, wurde böse und lachte wieder! Wo sind die schönen Zeiten geblieben! Man ladet mich wohl noch zu einer seriösen Schüssel Hummer ein, — Krabben aber schält mir keine zarte Frauenhand heute.

Und ich wäre so dankbar!

